



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Klemperer, Victor: Zwischen Alt- und Neu-Wien

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

erhebliche Vorteile haben würde? Mit den ängstlichen, in kleinlichem Partikularismus befangenen Gemütern, welche in jeder Stärkung der preußischen Macht beinahe eine Gefahr für das Reich und in der größtmöglichen Zahl und Selbständigkeit der Bundesstaaten die Rettung Deutschlands vor der schrecklichen Gefahr der „Verpreußung“ erblicken, will ich nicht rechnen. Aber auch sie werden wohl zugeben müssen, daß der jetzige Zustand für das Reich eher ein Moment der Schwäche als eine Stärkung bedeutet.

Der gegenwärtige Zustand des Reichslandes: nicht eigentliche Reichsprovinz und doch auch wieder nicht vollberechtigter Bundesstaat, ist tatsächlich (freilich nicht im Sinne der elsäß-Lothringischen Autonomisten) auf die Dauer unhaltbar. Schneller und besser als irgendeine andere Lösung der elsäß-Lothringischen Frage würde dessen Zuteilung zu Preußen diesem unklaren, unbefriedigenden Zustande ein Ende machen.

Weit wichtiger aber als dieser mehr formale Gewinn ist, daß die gespannten Verhältnisse in Elsäß-Lothringen endlich einmal aufhören müssen; es gilt, sie baldigst zu beseitigen, und das kann, wie ich gezeigt zu haben glaube, nicht von der Gewährung der Autonomie in irgendeiner mit den Interessen des Reichs vereinbaren Form, sondern nur von der vorgeschlagenen Neuordnung der Dinge erhofft werden. Wenn wir nicht wieder zu dem von Bismarck einmal so benannten „Glacisstandpunkt“ zurückkehren, d. i. auf die moralische Eroberung der elsäß-Lothringischen Bevölkerung verzichten und uns mit der tatsächlichen Eroberung des elsäß-Lothringischen Gebietes als eines uns gegen französische Angriffe schützenden Vorlandes begnügen wollen, bleibt uns eigentlich kein anderer Weg.



## Zwischen Alt- und Neu-Wien

Von Victor Klemperer-Oranienburg



ür den 11. Juli 1871 werden die Wiener auf ein Ereignis hingewiesen, dem alle weitere Bedeutung fehle, das aber doch „halb Wien auf die Beine bringen dürfte“. Das Infanterieregiment „Hoch- und Deutschmeister Nr. 4“, ganz aus „Wiener Kindern“ rekrutiert, aber längst nicht mehr in der Hauptstadt selbst beherbergt, weil „die vielen Amour- und Kameradschaften im eigenen Neste“ von Übelstand — dies in manchen Kämpfen ausgezeichnete Wiener „Leibregiment“ wird am erwähnten Tage auf der Reise von einem Quartier ins andere etliche Stunden in der Vaterstadt verbringen. Der bevorstehende Durchmarsch versetzt den Lokalchronisten des „Neuen Wiener Tagblatts“, Friedrich Schögl, in mächtige

Erregung. Seine Skizze „Deutschmeister-Edelknaben“ scheint in schroffem Widerspruch zu den sonstigen Hervorbringungen des Mannes zu stehen, scheint geradezu seiner Natur zu widersprechen. Bald aber merkt man, daß die aus so unscheinbarem Anlaß geborene Begeisterung vielmehr den innersten, meist sorgsam versteckten Kern des Schögl'schen Wesens bloßlegt. Sonst ist dieser Schilderer Wiens humoristisch und häufiger noch satirisch, doch diesmal entwickelt er ein starkes Pathos; sonst steht er seinen Landsleuten als trauriger Tadler und mürrischer Schelmer gegenüber, sonst hütet er sich aufs ängstlichste, die üblichen Lobpreisungen Wiens hervorzubringen, doch dieses eine Mal stürzen so leidenschaftliche Liebesworte für Wien und das Wiener Volk hervor, daß der überwüchtige Schwall nur eben aus langer, qualvoller Rückstauung zu erklären ist. Das Entzücken über Wiens anmutige Lebenslust bildet nur die Einleitung des hymnischen Ergusses; ja, Schögl meint fast diesen leichten Frohsinn entschuldigen zu müssen, als er nun zum eigentlichen Lobe seiner Vaterstadt gelangt: „Wie spotteten sie draußen ‚im Reich‘ über das Bäuerle-Raimundsche: ‚s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!“, und welche Strafpredigten mußten wir über unsere (ohnehin nicht bestrittenen) paar lässigen Sünden: ‚Genußsucht und Sinnelust‘, lesen! Als ‚Capua der Geister‘ figurierten wir in den Reisebeschreibungen, und das war noch eine glimpfliche Klassifikation, besonders witzige Touristen sprachen gar von Neuchâna. Nun, trübselig sah's wohl einst allwärts aus, daß aber in diesem Capua, wenn schon kein Geibel, so doch ein Grillparzer, Lenau, Grün gebiethen, daß dieses Capua an jenem 13. März die große Freiheitsfanfane intonierte und triumphierend dirigierte, daß dieses Capua zum Sparta wurde und, um das übrige Europa vor der hereindrechenden Barbarei des Absolutismus zu retten, die blutigen Oktoberkämpfe schlug; daß es für die heiligen Lehren der Geistesbefreiung mutvoll auf den Barrikaden kämpfte und ungebeugt in den Kerker und in den Tod ging; daß dieses Capua zum Betlehem wurde, von wo aus (nach zehnjähriger Nacht allüberall blind wütender Reaktion) zum ersten Male wieder vor Schillers Standbild der leuchtende Stern freudigster Erhebung sein mildes Licht weithin ergoß — all das schiebt die nörgelnden, hämischen, in sich selbst verliebten unfehlbaren Völkerkritiker wenig oder gar nichts, und sie bleiben bei ihren vorgedruckten traditionellen Phrasen, die die geistige und moralische Haltlosigkeit ‚Wiens und der Wiener‘ gar so gewissenhaft präzisieren sollen.“

Ich nannte den Anlaß dieses Ausbruches einen unscheinbaren; er ist auch ein komischer, wenn man die Richtung des Begeisterungsstromes bedenkt. Truppen durchziehen die Stadt, und noch dazu ein Regiment, von dem der getreue Chronist berichtet, daß es „meist“ und „mit gewünschtem Erfolg zur Unterdrückung von Aufständen verwendet“ wurde — und eben dieser selbe Chronist preist das revolutionäre Wien von 1848 und fühlt sich stolz und gehoben, nicht aus Troß gegen das Militär, sondern aus Freude über die stattliche Kraft der Deutschmeister. Aber der Widerspruch löst sich auf einfache und beinahe rührende Weise. Der warme Patriot und bis zum Fanatismus gewissenhafte und gerechte

Ergründer seiner Landsleute häumt sich deshalb so sehr gegen jenes spöttische „Capua“ auf, weil er die teilweise Berechtigung des Spottwortes einsieht, weil er wie kaum ein Zweiter die Gefahren der „Gemütlichkeit“, als Schläffheit und Gleichgültigkeit, kennt. Und so ist ihm denn jede Wiener Kraftentfaltung an sich, ganz abgesehen von ihrer Richtung, erfreulich und ruft ihm große Erinnerungen an andere, wenn auch von der gegenwärtigen durchaus verschiedene Kraftentfaltungen Wiens ins Gedächtnis. Man kann einen ganz ähnlichen seelischen Vorgang bei einem modernen österreichischen Schriftsteller beobachten. Hermann Bahr, gewiß kein konservativer Politiker und Anhänger des Militarismus, zeigt sich in seinem „Tagebuch“ voller Freude über Österreichs energisch kriegerisches Auftreten in der bosnischen Angelegenheit, einzig weil er Kraftentfaltung, ein Sich-aufraffen aus lässigem Behagen darin erblickt. . . .

Über das Phäakentum der Wiener ist jahrhundertlang von Eingeborenen und Fremden, von Entzückten und peinlich Berührten geschrieben worden. In neuer Zeit hat Wiener Behagen in zwei verschiedenen Epochen das eigentümliche Gepräge einer Reihe von Dichtungen geschaffen, die weit über Österreich hinaus zu Ansehen gelangten. Außer Landes berühmt geworden ist die Wiener Gemütlichkeit in Raimunds milden und humorvollen Kindlichkeiten und gleichzeitig in Nestroys geistreich-frechen Späßen, denen freilich mehr der Schein als das Wesen der Gemütlichkeit eignet. Darauf vergingen zwei Menschenalter, bis die „süßen Mädels“, bei denen Schnitzlers Helden gern Erholung suchen, das Wiener Phäakentum wieder in aller Bewußtsein riefen. Nun liegt aber zwischen Raimund und Schnitzler eine ungeheure Entwicklung, mehr als der Hauch jener Gemütlichkeit ist den Dichtern kaum gemeinsam, und die Stadt, die ihn ausatmet, hat sich in der Zwischenzeit vielfach verändert, vom Engen und Eigenartigen fort dem Weiten und allgemein Europäischen entgegen.

Da ist es gewiß von Wert, Schöpfungen kennen zu lernen, die das Wiener Wesen dieser Zwischenzeit behandeln, auch wenn es sich um Werke handelt, die ihrer rein dichterischen Bedeutung nach nicht zu den ganz vollkommenen zählen. Drei Männer sind es vor allen, die ihre Gestalten immer wieder zwischen Alt- und Neu-Wien angefedelt haben. Zur annähernden Gleichheit der Stoffwahl tritt bei ihnen eine gewisse Ähnlichkeit der humoristischen Betrachtungsweise und auch der Form — sie bevorzugen, wohl durch den journalistischen Beruf gewohnt und manchmal gezwungen, die feuilletonistische Skizze. Desto wesentlicher sind die Verschiedenheiten in den Gesichtspunkten ihres Beobachtens, und das ist um so bedeutamer, als den drei verschiedenen Gesichtspunkten drei Schichten moderner Weltanschauung entsprechen.

Der älteste und weitaus bedeutendste dieser dichterischen Kulturhistoriker ist eben Friedrich Schögl. Richard M. Meyer, der ihn in seiner „Deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ mit höchster Auszeichnung auf der Raimund-Schnitzler-Linie nennt, der die „Heimatfrömmigkeit“ des „echten Herzenshumoristen“ preist, hat den Kern in Schögl's Wesen auch nur anzudeuten unter-

lassen. Das politische Empfinden scheint es mir zu sein, das Schlögl's Schaffen und Urteilen bestimmt. Und wie sollte es auch anders sein, da er in empfänglichsten Jahren die Revolution durchlebte.

Er wurde als Sohn bitterarmer Eltern 1821 in Wien geboren. Der Vater war Hutmacher und hatte für vierzehn Kinder zu sorgen; da stand es naturgemäß um Friedrich Schlögl's Ausbildung nicht gut. Die Eltern hatten zwar ihren begabten Ältesten unter großen Opfern in ein Gymnasium geschickt, konnten es ihn aber doch nicht bis zu Ende besuchen lassen. Mit neunzehn Jahren nahm er einen niedrigsten Beamtenposten an und hat sich dann ein ganzes Menschenalter hindurch in Subalternstellen gequält. Erst 1870 ließ er sich pensionieren und lebte von da an als Schriftsteller und Journalist in günstigeren Verhältnissen. Vom Anbeginn bis zum Ende, das ihn 1892 von langer Krankheit erlöste, war Wien sein ständiger Aufenthalt. Er hing mit seinem Herzen und seinem Kunstverstand an der eigentümlichen Schönheit der alten Stadt, schilderte sie oft und war voller Wehmut, wenn ein Stück davon der Neuzeit weichen mußte; aber keineswegs artete diese „Heimatfrömmigkeit“ in Feindseligkeit gegen das Neue aus. War er doch nichts weniger als ein konservativer Mensch, und im Grunde sind all seine Schriften Aufrüttelungsversuche, ja Peitschenhiebe gegen die Wiener Gemütlichkeit. Die Not im Elternhause und die Qual des engen Bureaudienstes haben gewiß bedeutend dazu beigetragen, aus Schlögl einen Anhänger der Opposition zu machen. Der alternde Mann erinnert sich mit frohem Stolz, wie er „im frühesten Vormärz“ zu einer kleinen „Verschwörerbande“ gehörte. Die jungen Leute führten in der Schenke ihre begeisterten Reden, wagten aber doch nicht, der unverschleierte Freiheit zu huldigen. „Wir feierten sie unter dem Namen ‚Annen von Tharau‘. Wenn dann ein Delegierter der vorstädtischen Hermandad die Ohren spitzte und unsern Gesprächen seine geneigteste Aufmerksamkeit schenken wollte, dann intonierte der ‚Kantor‘ das Dachsche Lied, und wir sangen verständnisinnig den für uns parabolischen Text:

Annen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut,  
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut. . .“

Und 1848 richtete Schlögl einen gereimten Aufruf an Grillparzer: wo so viele österreichische Säger die Freiheit priesen, möge auch der größte unter ihnen nicht schweigen — und war dann höchst erstaunt, als der Dichter, seinem gar nicht Schillerschen Wesen durchaus getreu, dem Marschall Radetzky bescheinigte: „In deinem Lager ist Österreich“.

Berwunderlich, ja fast unbegreiflich für den heutigen Leser ist nur, daß sich zu Schlögl's politischer Opposition keine soziale gesellt. Aber es ist offenbar für die vierziger Jahre in ganz Deutschland charakteristisch, daß das politische Interesse das soziale stark überwog. Schlögl hat zeitlebens auf diesem Standpunkt beharrt. Man findet in seinen Arbeiten (deren beste 1893 in Wien als „Gesammelte Werke“ in drei Bänden erschienen) erstaunlich wenig Schilderungen

bedauernswerter Armut, obwohl er die armen Leute seiner Vaterstadt gründlich kannte. Man könnte das vielleicht auch mit Schlögl's erfreulicher Abneigung gegen alle Sentimentalität erklären, in der er ein besonderes Wiener Übel sieht. Schilt er doch mehrfach heftig auf „jenes obligate Rührei, für das der ‚gemüatliche‘ Wiener auch in der ‚gehobenst-lauteften‘ Stimmung immer ein Faible hat“. Der eigentliche Grund für Schlögl's geringere Beachtung der Armen liegt aber doch wohl in jenem mangelnden sozialen Interesse, denn so ganz asketische Enthaltung von allem Rühreligen ist schließlich auch diesem Hasser der Sentimentalität nicht geglückt; so hat die seinen Eltern gewidmete Erzählung etwa („Ein paar alte Leute“) ein gutes Teil von dem peinlichen Gewürz der Wiener Gemütlichkeit abbekommen.

Wenn Schlögl Armut schildert, hat man oft das Gefühl, er erhole sich umherschlenndernd von dem, was er als seine eigentliche Aufgabe betrachtet. Manchmal ist es freilich eine recht grimmige Erholung. Dann zeichnet er wohl allerhand nichtsnußes Gefindel, wie es in jeder Großstadt zu Haus ist: den arbeitscheuen Bettler, der betrügerisch das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen weiß, die „Manöverschanis“, die unbedingt jeder Wacheablösung beiwohnen müssen, usw. Eine bessere Erholung aber bietet das Betrachten ehrlicher und doch vergnügter Armut. So schwelgt er im Ausmalen des „Faschings der Armen“. Es ist „Ball in der Krautkammer des Greißlers“, und zu den Gästen zählen unter andern: „der Werkelmann vom ‚hintern Hof‘, der nicht nur sein ‚Instrument‘, sondern auch ‚elf lebendige Kinder‘ mitgebracht, die älteste Tochter sogar in der Maske; der Herr Jakob, der Holzhacker; Herr Wenzel, der Flickschneider aus der Dachwohnung, und Herr Peter, der Zettelanpapper, der nicht lange bleiben kann, weil er ‚ins G'schäft‘ muß. . .“ Man ist Gullasch und Krapfen („solide, kompakte Masse“), Herr Wenzel Chellan, der böhmische Flickschneider, spielt abwechselnd Gitarre oder bläht Klarinette, der Werkelmann gibt sein Repertoire zum besten, und trotz Überfüllung des „Saals“ findet man „doch Platz, um einen ehrsam gemäßigten Walzer zu je vier oder fünf Paaren durchzumachen.“ Und jedenfalls ist man durchaus beglückt, und Friedrich Schlögl ist es auch über diese gutartige Wiener Gemütlichkeit. Und er ist auch nicht allzu böse, wenn er im „Schnackerlball“ das etwas zweifelhaftere Gegenstück der harmlosen Faschingsbelustigung ausmalt: das Tanzvergnügen kleiner Leute, das erst durch die drollig unverschämte Rumpfung eines zahlungsfähigen und ahnungslosen Mitgeladenen in rechten Gang kommt.

Aber, wie gesagt, solche Schilderungen der notleidenden wie der vergnügten, der sittsamen und der verkommenen Armen sind bei Schlögl nur das Nebenbei. Seine ganze Seele hängt an etwas anderem: er zeichnet unermüdlich das behäbige, von keiner Geldsorge umengte Kleinbürgertum Wiens, von dem der wesentliche Teil der Wiener Gemütlichkeit ausströme, der größte und verwerflichste. Immer und immer wieder malt er den engherzigen, stumpfsinnigen, bildungsfeindlichen Philister, den Schlemmer und Zeitvergeuder, den Rühreligen, dessen

Weichherzigkeit sich mit Brutalität allzu gut verträgt, den völlig interesselos animalisch Vergnügen. In diesen Familien „Biz“ und „Grammerstädter“ sieht er das eigentliche Bleigewicht an den Sohlen seiner Vaterstadt und vielleicht seines Vaterlandes, im Kampf gegen diese Gemütlichkeit erreicht er seine eigentliche künstlerische Vollendung. Hier nämlich kämpft der bescheidene Feuilletonist als echter satirischer Dichter; das bloße Berichterstatten unterbleibt, das störende Moralisieren wird zum mindesten eingeschränkt; die Leute handeln und reden selber, so daß man unmittelbar an ihrem Leben teilnimmt, unmittelbar von ihrer Lächerlichkeit, doch auch von ihrer Gefährlichkeit überzeugt wird. In der Schenke, im Café, seltener, weil sie dort seltener sind, zu Haus, beim Trinken, Spielen, Politisieren, Beten, im Theater, in der freien Natur, in ihren ehelichen Verhältnissen, ihren pädagogischen Künsten — allüberall beobachtet Schlägl die Leute des heilig gehaltenen Dogmas: „Wir können's eh nit ändern!“, des goldenen Lehrsatzes: „Sie wer'n's schon machen!“, der glücklichen Lebensregel: „Nur ka Traurigkeit g'spür'n lassen“ und des alle Schwierigkeiten überwindenden Entschlusses: „Unterhalten m'r uns lieber!“

In einer längeren Skizzenreihe beschreibt er das Werden und Vergehen einer Freundschaft mit solch einem typischen Philister. („Acht Wochen mit einem echten ‚Spießer.‘“) Im Wirtshaus erfolgt die Annäherung. Der Mann hat viel getrunken und wird red- und rührselig. Sein schönes, altes, vormärzliches Wien ist hin. „Mich g'freut's nimmer in Wien. . . Gemütlichkeit ist die Hauptsach' auf der Welt! Über Gemütlichkeit geht gar nix! Wo finden sie heutzutage Gemütlichkeit? . . .“ In mancher Abendstimmung erzählt der Unglückliche nun vom schönen Damals und klagt das Heute an. Ja damals ist der Stammgast nicht erst gefragt worden, „was ihm g'fällt is,“ sondern hat gleich sein „Sach ord'ntlich kriegt“. „Montag ein fein's Bäuscherl mit Knödel, Dienstag badene Kalbsfuß, Mittwoch Schunkensleckerln — delikat! so was gibt's jetzt gar nimmer; Donnerstag Leberwurst mit Kraut, schon super! Freitag mein miller's Karpfenstückl, wenigstens ein halb Pfund, Samstag ein Jungschweineres, Sö, das war ein Bissen! und Sonntag ich und meine Alte unser Backhendl mit Zellersalat. Das war wie Amen im Gebet . . .“ Aber heute weiß so ein Kellner gar nicht mehr Bescheid. Dafür sind die Lokale eleganter geworden, und langweilige Zeitungen liegen aus. „Was brauch' ich in ein' Wirtshaus ein' Zeitung!?! Wenn nur 's Bier und der Wein gut is! Ich les' 's ganze Jahr kein' Zeitung. Steht ja eh nix drin als Lügen! . . . Die Meinige halt sich's Extrablattl wegen die Bild'ln, und weil mein Ferdl die Rebus so gern hat. Zum G'schichtenlesen hab'n mir kein' Zeit. . . . Überhaupt: das viele Studier'n, das viele Bücherlesen — ich halt nix davon! . . . Mit die ganzen Fixen-Faxen in die neuen Volksschulen, hab'n m'r was davon? Is 's Fleisch billiger word'n? . . .“ Schließlich wird der neue Wirtshausfreund zu einem „Löffel Suppe“ eingeladen, um dann im Hause des „Gemütlichen“ derart empfangen zu werden: „Also richtig! . . . Mir hab'n dich nicht

erwart'! . . . So ein Einladen is nur ein' Nebensart, weg'n dem braucht der Mensch nicht gleich z'kommen!"

Während diese Skizzenreihe gewissermaßen ein Compendium der Gesamteigenschaften und -mängel des Wiener Philisteriums bedeutet, beschreibt der Dichter — denn auf diesem Gebiete ist er wirklich einer — in endlosen, aber immer wieder wertvollen, weil lebenswarmen Variationen ausführlich die einzelnen Phasen solcher Lebensführung und Weltanschauung. Eine Erklärung und also halbwegs Entschuldigung dafür findet er in den Zuständen des Vormärz und der Reaktion. In den zahlreichen Kapiteln, die er ihnen widmet, erweist er sich als ein Kulturhistoriker, der seinen Beruf wahrhaft erfaßt hat: an sorglich gesammelte kleine und scheinbar unwichtige Tatsachen knüpfen sich Ausblicke auf das Wesen des Volkes. Ein Geschichtsschreiber freilich sine ira et studio ist Schlögl nicht und will er keinen Augenblick sein. Mit leidenschaftlichem Hohn schildert er die Verdummung, Verpfaffung und sozusagen Verzotung des Volkes, die vor und nach der Revolution fast planmäßig betrieben worden seien; mit besonderer Bitterkeit verweilt er bei den traurigen Tagen, die unmittelbar auf die Unterwerfung Wiens folgten. Höchst charakteristisch für seine Art ist da etwa die „Naturgeschichte der Angströhren“. Dort erzählt er von den „plötzlichen Patrioten. Diese eigentümliche Sorte Wiener erblickte am 31. Oktober 1848, nachmittags 5 Uhr, das Licht der Welt und wurde von — Angst, Feigheit und Furcht ausgebrütet“. Die „kroatische Besitzergreifung“ Wiens ist vollzogen, und nun heißt es, sich „in die Toilette der Gutgesinnten werfen“. Eilig werden Uniformstücke, Kalabreser und Stürmer beseitigt, eilig fallen die „trogigen Vollbärte“ und die „wallende Überschwänglichkeit“ des legionären Haarwuchses. Aber man muß sich auch positiv als Gutgesinnter erweisen. Das kann man am besten durch einen gut bürgerlichen Hut, durch „die unter Metternich gesetzlich gestattete, alt ehrwürdige vorkonstitutionelle Form des Zylinders“. Glücklich nun, wer solch ein „politisches Kleinod“ noch besitzt. Zylinderlose Leute suchen sich zu helfen, indem sie ihre Kalabreserfilze „in die gesetzlichen Formen zwängen“ lassen. Aber „wehe! wehe! der Flagge fehlte der legale Glanz, und ihr mattes Aussehen wurde viel eher zum Verräter als eine dreifarbige Kokarde. . . .“

Ich sprach von einer halbwegigen Entschuldigung des Herrn von Grammerstädterschen Wesens; denn ganz fällt bei Schlögl Verstehen und Verzeihen auf diesem Gebiet doch längst nicht zusammen. Er sieht allzu viele Jahre über die Zeit der Dumpsheit hinrollen, rings ist Bewegung und Fortentwicklung, aber jene Wiener Gemütlichkeit bleibt. Es ist der 4. Juli 1866, mit Zorn und Verzweiflung flüstert oder schreit man sich's auf der Straße zu: „Die Armee auf regelloser Flucht!“ Am Abend kommt dem Patrioten der Gedanke, zu prüfen, wie wohl „ein echtes Wiener Wirtshaus“ nach dem Tage von Königgrätz aussehen möge. Es ist im populären „Weichselgarten“ so gedrängt voll wie immer; man vergnügt sich, man hat gewaltigen Hunger — „nix mehr da!“

hab' drei Kalbl'n braucht!" — die Wiener Gemütlichkeit triumphiert. Und wenn ihr selbst dieser österreichische Krieg nichts Wesentliches anhaben kann, wie gänzlich müssen dann erst die Ereignisse des siebziger Jahres von ihr abprallen. Da ist es denn freilich zu verstehen, wie sehr sich die männliche Natur Friedrich Schlögl's an den Ereignissen des ungemütlichsten Wiener Jahres erquickte, wie sehr ihn gleichzeitig der Anblick eines tatkräftig straffen Truppenkörpers aufrichtete, in dessen Adern doch schließlich auch das vielgeliebte „Wiener Blut“ floß.

Will man den Unterschied zwischen Schögl und dem ihm literarisch wie persönlich nahestehenden Vincenz Chiavacci eilig erfassen, so braucht man sich nur vorzustellen, wie der gleiche Vorgang, eben der Durchmarsch der Deutschmeister, auf den jüngeren Schriftsteller wirken würde. Auch ihm wäre der Anblick gewiß erfreulich, insofern er blühend gesunde Jugend sähe und sich die Freude zärtlicher Mütter und Bräute vorstellte. Aber als straffe Truppe erregten ihm die Deutschmeister zum mindesten ein leises philosophisches Unbehagen, denn seinen humanen und sozialen Idealen widerstrebt alles Kriegerische. Chiavacci, der heute noch in rüstiger Kraft und bei hohem Ansehen in Wien tätig schafft, ist um fast sechsundzwanzig Jahre jünger als Schögl; daran liegt vieles. Als Metternich floh, als Windischgrätz die Hauptstadt niederwarf, war Chiavacci, wie er das in seinem Wienerisch nennt, noch ein „Bambaletsch“, und was dem Älteren prägendes Erlebnis war, bedeutete dem Jüngeren späterhin nur ein Geschichtsfaktum unter vielen. Dafür geriet Chiavacci mit empfänglichster Jugendlichkeit in die soziale Strömung und mußte um so stärker durch sie beeinflusst werden, als Güte und Mitleid den Grundzug seines Wesens ausmachen. So ist es trotz der großen Verwandtschaft ihres Stoffgebietes kaum angängig, in Chiavacci, wie man das gern tut, den Schüler Schögl's zu sehen. Weiter wirkt unterscheidend, daß Chiavacci (der ebenfalls Beamter war, ehe er Schriftsteller und Journalist wurde) fast immer als Dichter und manchmal als Philosoph und Literaturhistoriker auftritt, während Schögl seinen Beruf als einen kulturhistorischen auffaßte und nur bisweilen und wie unwillkürlich aus dem dichterischen Schildern ins wirkliche Fabulieren geriet. Chiavacci hat (freilich mit gediegenen Helfern) die Werke Nestroys und Anzengrubers herausgegeben, er hat in anmutiger Weise den Lebenslauf seines Freundes Ganghofer beschrieben. Er legt Wert auf eine kleine „Moloch“ betitelte Abhandlung, in der er, große Vertrautheit mit den Gedankengängen moderner Philosophie und Naturwissenschaft verratend, gegen alles Kulturwidrige und wahrhaft Verderbliche plaudernd zu Felde zieht und warmherzig für sittliche Läuterung und reine Menschlichkeit eintritt. Ähnliches bildet schließlich auch den Kern seiner phantastischen Novelle „Der Weltuntergang“, die das von den Menschen bisher umsonst erstrebte goldene Zeitalter auf dem Mars von den kultivierten Bewohnern dieses Sterns verwirklicht sein läßt. Doch wirkt die Phantastik der Novelle etwas zusammengelesen, auch fehlt es ihren Schilderungen oft an Greifbarkeit, so daß man bei

aller empfangenen Anregung hier schließlich doch mehr den Menschen Chiavacci schätzen lernt als den Dichter.

Der leistet trotz so weiten Ausgreifens sein Gutes und Dauerndes dennoch einzig auf dem umgrenzten Felde des Wiener Volkschriftstellers, dem er reichlich viele Früchte abgewinnt\*). Ja, eigentlich ist er ein echterer Volkschriftsteller als Friedrich Schlögl, obschon dessen Bildung und Interessen viel entschiedener auf den Wiener Kreis beschränkt waren. Denn Schlögl steht über dem Wiener Volk, das er ausschließlich betrachtet, Chiavacci aber steht mitten drin, den Wienern verkettet durch seine Haupteigenschaft, aus der dichterisch sein Bestes und sein Allerschlimmstes fließt: durch seine allzu weiche Güte. Der lautere Mann besitzt keineswegs jene abscheuliche Gemütlichkeit, in der sich Tränenwollust mit Roheit verbindet; ihm ist es mit seiner Nührung immer ernst, aber er hat eben einigermaßen das von Schlögl gehaßte „Faible für obligates Rührei“. Dies hindert ihn vielfach, aus gegebenen Tatsachen die notwendigen Konsequenzen zu ziehen. Gar zu gern läßt er einen verlorenen Sohn spätestens am sechzigsten Geburtstag der Mutter gebessert heimkehren, einem Versinkenden in letzter Not edle Retter erstehen; allzu lieb ist es ihm, das Kind eines Raubmörders vor gesellschaftlicher Achtung zu bewahren, indem er zu guterlezt offenbar werden läßt, daß der Vater in einem Wahnsinnsanfall gehandelt, daß er nichts geraubt und den „Ermordeten“ gar nicht wesentlich verletzt hat. In solcher Kraxheit freilich sind diese Entgleisungen nicht übermäßig häufig, und ein geringes Quantum Rührseligkeit nimmt man wohl mit in den Kauf, da es fast den einzigen Mangel der sonst in ihrer bescheidenen Art vortrefflichen Novelletten bildet.

Mit besonderer Vorliebe und Anmut versenkt sich Chiavacci in die Kinderwelt. Jungen und Mädchen, Säuglinge und Halberwachsene stehen seinem Herzen gleich nahe. Er weiß viele kleine harmlose Geschichten von ihren Spielen, Unarten, Heldentaten. Im Grunde sind es meist Dinge, die bei der Berliner oder Pariser Jugend kaum anders vorkommen; aber indem der Dichter die Umgebung, Stadt wie Menschen, jedesmal aufs liebevollste mitzeichnet, indem er aufs sorglichste dem Dialekt nachgeht, gibt er den reizenden Kleinigkeiten doch ihren besonderen Wiener Anstrich und somit auch die Würde kulturhistorischen Bedeutenens.

Und oftmals drängen sich in die Spiele der Kinder die Sorgen der Großen. Es sind ja fast immer arme Leute und nicht Friedrich Schlögl's satte Bürger, die Chiavacci darstellt. Immer wieder wird ausgemalt, wie sich die Mutter und die halbwüchsige Tochter plägen, mit wenigen Kreuzern den Tagesbedarf zu schaffen, wie viel Kopfzerbrechen und Not die größeren Ausgaben verursachen. Die halbe Gasse versammelt sich in neidischer Aufregung bei der Greißlerin, denn „dö Gasserischen lassen si Holz und Kohl'n führ'n!“

\*) Zahlreiche Bände sind bei A. Bonz in Stuttgart erschienen, eine gute Auswahl ist durch die Reclam-Bibliothek bequem zugänglich. Das gleiche gilt für die Arbeiten des später erwähnten E. Bögl.

Die Leute haben lange Not gelitten, und nun es ihnen etwas besser geht, kaufen sie eine größere Menge Holz und Kohlen auf einmal. Solches Verfahren dünkt allen Nachbarn eine Überhebung, ein völliger Frevel. Die Gassersche Familie aber „umringte den Wagen mit einer Vorsicht, als ob er die französische Kriegsentschädigung enthielte. . . .“ Wichtigere noch als solch ein Einkauf ist die Miete. Am Quartalsbeginn herrscht vielfach bedrückte Stimmung — „mit dem Zins is halt a Kreuz“, aber „der Zins is heilig“, und wer ihn nicht zahlt, ist „ein Gefindel“.

Mit allen (nicht immer nur künstlerischen) Mitteln sucht Chiavacci für die Notleidenden Mitleid zu erregen, und das gelingt ihm um so eher, als seine Armen zumeist sehr gute und gar nicht habgierige Menschen sind. Er hegt eine leidenschaftliche Zuneigung für genügsame Leute, und wenn man ihm in diesem Punkt völlig glauben darf, gibt es in Wien oder gab es wenigstens im guten alten Wien mehr genügsame Menschen als anderwärts, ja beruht die Wiener Gemütlichkeit zum guten Teil eben auf solcher Genügsamkeit. Nach der Lektüre Schögl's möchte ich nun allerdings meinen, ein kindlicher Optimismus habe Chiavacci in dieser Beziehung einige gute Erfahrungen recht sehr verallgemeinern lassen. Das hindert nicht, daß etliche dieser bescheiden zufriedenen Armen dem Dichter in der Darstellung gerade besonders geglückt sind. Den „Zufriedenen“, der alt, arbeitslos, ohne Sparpfennig und dennoch satt und vergnügt ist, sieht und hört man wirklich. Der Mann berichtet ausführlich über seine angenehme Existenz. Irgendwo bekommt er Abfallecken, „Zigarrenstumpferln — der beste Tawak, sag i Ihna“, finden sich auch, und sogar für Rasieren und Haarschneiden ist gesorgt. „Da brauchen S' nur auf dö Znnung der Friseure und Raseure z' gehn, werd'n S' ganz umsonst bedient. Freilich lernen die Lehrbuben erscht an Ihna, aber dö's is ja auf der Klinik daselbe. . . . A biszl 'nein-g'schnitten werd'n S' manchmal; aber net der Rede wert. . . .“

In sozialer Hinsicht wertvoller sind freilich die Erzählungen, in denen die von der Not angerichteten geistigen und moralischen Verkrümmungen bloßgelegt werden. Ganz läßt es Chiavacci auch hieran nicht fehlen; doch fühlt er sich bei solchem härteren Tun nicht recht in seinem Element.

Eine derbe Gestalt zum mindesten aber ist ihm ohne alles Verzärteln und Verbiegen völlig geraten, wohl weil er hier nichts Tragisches, viel Komisches und doch auch einige rührende Dinge zu zeichnen fand. Es ist die in Wien zur Berühmtheit gelangte Frau Sopherl vom Naschmarkt, die Gemüseverkäuferin, deren drastische Standreden er zum Teil in dem Bande „Eine, die's versteht,“ zusammengefaßt hat. (Auch auf die Bühne brachte Chiavacci seine Lieblingsgestalt, wie er denn mehrmals, die Form erweiternd, über die Skizze hinaus zum Volksstück strebte.) Im Grunde ist die behäbige Frau, die nach Chiavaccis einleitender Aussage „den reichen Wortschatz des Wiener Dialekts und die traditionelle Volksweisheit, wie sie in Sprichwörtern, Bildern und Gleichnissen zum Ausdruck kommt, mit souveräner Gewalt beherrscht“ — im Grunde ist

Frau Sophie Pimperuß dem behäbigen Philister Schlögl einigermassen verwandt. Freilich, als echtes Kind Vincenz Chiavaccis hat sie bessere Herzeigenschaften, ist gegen Notleidende gutmütig, ist auch genügsam. Im übrigen aber hegt auch sie den größten Respekt vor Besitz und Rang, steht auch sie mit aller Bildung auf gespanntem Fuße, ist von der eigenen Weisheit sehr eingenommen und hat nicht die entfernte Absicht, ihren Jungen mehr lernen zu lassen, als sie selber gelernt hat. Aber da Chiavacci in diesem „gewissen konservativen Hauch“ keine Sünde sieht, so hat er humoristisch gezeichnet, was Schögl satirisch ansah, und es ist ihm völlig geglückt, den Leser zur humoristischen Auffassung dieser in mancher Hinsicht bedenklichen Frau zu zwingen. Frau Sopherl redet mit unerschöpflicher Suade über alles und jedes, über die Volkszählung und den Hebammenverein, über die Schule, den Fürsten Bismarck, Jbsens „Wildente“ usw. usw. Manchmal ist Chiavacci ins bloß und übertrieben Witzige verfallen, aber zumeist charakterisiert doch die Redende sich selbst, und dann erinnert sie, mutatis mutandis, an Glashrenners kräftige Berliner Typen.

Frau Sopherls Kritik der „Wildente“ gipfelt in den Worten: „Wann i 'n Herrn von Jbsen sieh, werd' i eahm's sag'n, was die Ursach' is. Er bewegt si in schlechter Gesellschaft. Was san denn dös für Leut', dö er uns da zag! Da geh' i glei ins Bäckenhäus'l oder ins Polizeihaus. Da hab' i s' alle auf an' Krezl beinand'. — A Dichter muas m'r ödle Charaktere zag'n. Schlechte Leut' gibt's eh gnua auf der Welt. Aber wenn aner so ödel und guat is, daß ma sagt: ‚So was gibt's gar net!‘, hernach ist das bei mir a Dichter!“

Empfindet man es bei Vincenz Chiavacci gelegentlich störend, daß er in seiner eignen Weichherzigkeit diesem rührseligen Verlangen nach „ödlen Charakteren“ gern Rechnung trägt, so ist der nur wenig jüngere Eduard Böhl zu einem wesentlichen Teil durch seine Abneigung gegen eben diese „Ödlen“ gekennzeichnet. In seiner Sammlung „Hoch vom Kahlenberg“ steht eine fast programmatisch gehaltene „Moderne Weihnachtsgeschichte“. Von einem Mann ist die Rede, der „jemand verhungern sehen könnte, ohne ihm mit einem Stück Brot zu helfen; allein mit der Leiche gehen und ein paar Krokodilstränen vergießen, das wäre ihm Wonne“. Und am Schluß steht die geharnischte Erklärung, „daß sich die moderne Weihnachtsgeschichtsschreibung weder von den herkömmlichen Wohltätern im Pelz, noch von sonstigen hohlen Duseleien billiger gefälschter Menschenfreundlichkeit hinters Licht führen läßt“.

Eduard Böhl ist 1851 in Wien geboren, hat sich nach kurzer Beamten-tätigkeit, nach einigen daran schließenden Jahren juristischen Studiums dem Journalismus zugewandt und steht darin seit langer Zeit an einer bedeutenden Wiener Stelle. So ist sein Lebensweg von dem Chiavaccis nicht allzusehr verschieden, und man könnte von seinen überaus zahlreichen Wiener Skizzen im vornherein große Ähnlichkeit mit denen des Volkschriftstellers annehmen, die ja durch ihren sozialen Grundzug in hohem Maße „modern“ sind. Aber Böhl will gar kein Volkschriftsteller sein, und das Moderne liegt für ihn nicht im

Sozialen. Vielleicht ist ihm dieses gerade durch die Süßlichkeit verleidet, die sich bei Chiavacci gelegentlich einschleicht, vielleicht und wahrscheinlicher ist es seinem beschaulich bequemen Wesen überhaupt unbehaglich. Auch die Politik interessiert ihn nicht sonderlich. Das törichte Treiben ehrgeiziger Politiker hat er in zwei recht gelungenen Skizzen lächerlich gemacht. Die eine heißt „Der kleine Mann“ und geht mit den üblichen Schlagworten „Für den kleinen Mann muß etwas geschehen — Der schlechte Geschäftsgang — Die teuren Lebensmittelpreise“ satirisch ins Gericht. Ihm ist „der kleine Mann das Volksgemurmel, das hinter der Szene Throne zu vergeben hat, aber für solch gewaltige Tätigkeit vom Komparsenmeister nur kläglich und kärglich entlohnt wird“. Im Gegenstück sieht es kaum anders aus. Es heißt „Der mittlere Mann“, und wie jener Bewerber den kleinen Leuten, die ihn wählen würden, goldene Berge verhieß, so macht Herr Niglerl den mittleren Leuten große Versprechungen. („Was geht denn uns der klane Mann an, wo wir doch mittlere Männer san? . . . a mittlerer Mann, des is aner, der just in der Mitt'n is zwischen ein' groß'n Mann und ein' klein'n Mann, genau in der Mitt'n.“) Und auch eine Reichratsitzung behandelt Böhl mit weitgehender und lustiger Despektierlichkeit.

Was sein Interesse erregt, was ihn erfreut, ist die Beobachtung des einzelnen, er ist modern, indem er dem Individuellen nachgeht, die individuelle Stimmung festzuhalten sucht. Weitergehende Schlüsse aus dem einzelnen zu ziehen ist nicht seine Sache, höchstens daß er sich einmal über das kleinstädtische Wiener Wesen ärgert; so, wenn man jemanden für verarmt hält, weil er mit einem Einspänner in den Prater gefahren ist, wo es als schicklich galt, im Zweispänner zu erscheinen. Aber wie sich die Leute auf der Eisenbahn unterhalten, wie sie sich in Unbequemlichkeiten schicken, wie sie schnarchen, oder wie Vorübergehende die Spiegelscheibe eines Caféhäufes benutzen, oder in welcher merkwürdigen Tönen ein altes Haus klagt, das man mit neumodischen Telephondrähten belästigt, wie ein Junggefelle zu Grabe getragen, wie ein unkundiger Jagdkiebitz angeführt wird — das und noch zahllose andere Dinge weiß er nach Ton und Farbe aufs genaueste und auch lebenswürdigste, bald ausgelassen lustig, bald ein bißchen wehmütig zu beschreiben. Und gelegentlich schmückt auch ein tiefer greifender Ausspruch die bescheidene Skizze. So schildert Böhl die Vorreiter, die den schweren Omnibus über einige Bergsteigungen hinwegbringen müssen. Es ist ein langweiliger Dienst in seinem ewigen Einerlei, und der alte Vorreiter trabt mürrisch hin und her. Als ihn ein ganz junger, noch übermütiger Kollege aufmuntern will, schüttelt er den Kopf, wie um zu sprechen: „Na warte nur, dir wird schon die Lustigkeit vergehen, wenn du noch ein paar Jahre lang das Berg'l da zu Roß bedienst, auf und nieder, Stunde für Stunde, Tag für Tag! Jetzt glaubst du noch zu reiten, du junger Trufel, dann aber wirst du merken, daß du den Karren ziehst!“

So ist man bei Böhl eigentlich in bester unparteiischer Gesellschaft und kann sich keinen passenderen Führer durch Wiens Eigenart denken. Aber man

ist nur belustigt, nur angeregt, man wird nicht warm, und da bleibt denn auch schließlich die Anregung aus. Über Chiavaccis naive Weichherzigkeit lächelt man bisweilen, über Schlögl's starres Festhalten an dem einen Gesichtspunkt ist man wohl auch gelegentlich vertrießlich — aber man spürt immer aufs wohlthätigste bei beiden volle Lebenswärme. Bei dem beweglicheren, weltmännischeren Böhl nicht so. Den Grund hierfür fand ich nach der Lektüre einer kleinen Parodie: „Die Waldschneepfe; frei nach der ‚Wildente‘“. — Eduard Böhl ist mit demselben „Herrn von Ibsen“ unzufrieden, der auch Frau Sophers Unwillen erregt. So modern ist er doch nicht, daß ihm Ibsens bohrendes Wesen zusagte. Das geht ihm gerade so gegen seine persönliche Gemütlichkeit, wie die ernsthaftere Beschäftigung mit sozialen oder politischen Dingen. Und hierin glaube ich den eigentlichen Mangel Böhls zu sehen. Er hat sich von dem schlichten Darstellen des Typus, wie es Schlögl und Chiavacci üben, los-sagen wollen und mit dem Individualisieren doch noch nicht rechten Ernst zu machen gewußt. Er hat sozusagen zwischen die Zeiten gegriffen, die einfache ältere Kunst losgelassen und die kompliziertere neue nicht fest erfaßt. Liest man Schlögl und Chiavacci, so ist man wie in einem alten Haus, liest man Böhl, so steht man auf der Schwelle eines neuen. Das Verlangen hineinzukommen wird rege; da heißt es denn Böhl's Schriften fortlegen und Bahrs und Schnitzlers zur Hand nehmen.



## Homosexualität und neuer Strafgesetzentwurf

Von J. v. Pflugk-Hartung-Berlin



Unter diesem Titel brachte Geheimer Medizinalrat Professor Dr. A. Gulenburg in der Deutschen Montagszeitung vom 19. Dezember v. Js. einen Aufsatz, worin er ausführt: Gegen den § 175, „den berühmten oder berüchtigten Homosexualitätsparagrafen“, wüte seit fast zwei Dezennien ein heftiger Kampf. Dieser begann eigentlich schon, ehe das heute geltende Recht geschaffen wurde, und gipfelte in dem Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen vom 24. März 1869, welches wider die in jenem Paragraphen enthaltenen Strafbestimmungen entschiedene Einsprache erhob. Als die Wissenschaft dann zu einem erweiterten und vertieften Verständnis des Wesens, der Ursachen und der Verbreitung der Homosexualität gelangte, da entwickelte sich auch der Kampf gegen jenen inzwischen zum Gesetz gewordenen Paragraphen auf der ganzen Linie. Es waren Leute der verschiedensten Lebensberufe, die frei von jedem persönlichen Interesse, nur von Gerechtigkeits- und Humanitäts-